

Identität aus Erinnerung.
Zur geistigen Situation nach der Zeitenwende
von 1989

EBERHARD TIEFENSEE

Mit „*der Wende*“ von 1989 im Rücken und einer *Jahrtausendwende* vor Augen drängt sich die Frage auf, wie es in unserem Teil der Welt in Kirche und Gesellschaft weitergehen wird und soll. Das zu beantworten, erfordert wohl prophetische Fähigkeiten. Gerade der Rückblick auf die 89er Wende zeigt aber, daß solche wenig verbreitet sind. Zwar behaupten viele im nachhinein, sie hätten den Umschwung vorausgesehen oder wären zumindest in der Lage nachzuweisen, daß es kommen mußte, wie es gekommen ist. Aber der Verdacht entsteht, daß es sich dabei um eine Trefferquote handelt, die bestenfalls der Regel folgt, nach der auch ein blindes Huhn zuweilen ein Korn findet – wobei nicht geleugnet werden soll, daß selbst im Zufälligen Gesetzmäßigkeiten walten, die sich nachträglich herausarbeiten lassen. So gesehen dürften diejenigen Wende-Retrospektiven der Wahrheit wohl näher kommen, die nach wie vor den Ruf „Wahnsinn!“ der Maueröffnungs-Nacht im Ohr haben, ihn als den spontanen Deutungsversuch eines unerwarteten Ereignisses erinnern und damit zugeben, sie hätten es damals eigentlich für unmöglich angesehen, was überraschend schnell Realität wurde: Ohne die sonst üblichen Schlachtopfer wurde ein Kriegszustand beendet, der erst heiß und dann kalt mehr als ein Menschenalter lang Deutschland, Europa und letztlich die gesamte Welt in Fesseln gehalten hatte.

1.

Diese Überraschung spricht aus dem Adventsbrief, den der damalige evangelische Bischof in Sachsen, Johannes Hempel, 1989 an seine Mitarbeiter schrieb. „Noch in den ersten Oktobertagen habe ich eine wirkliche ‚Wende‘ im politischen System unseres Landes für unmöglich gehalten“, gesteht er und bekennt, er habe „abwartend-nüchtern auf einige derjenigen Pfarrer und Mitarbeiter geschaut, die politisch weiter vorstießen und riskanter formulierten.“¹ Diese Äußerung wird sekundiert durch den Bischof von Berlin, Georg Sterzinsky, der, obwohl erst kurz im Amt, Anfang 1990 vor der Synode der Evangelischen Kirche feststellte: „Wir haben nicht zu hoffen gewagt, daß Demonstrationen, Willensbekundungen und Willensäußerungen zu einem Erfolg führen könnten. Wir haben deshalb bedauerlicherweise uns sehr zurückgehalten und viel zu wenig an den Vorbereitungen des Neuaufbruchs beteiligt.“²

Es scheint ein Charakteristikum des Amtes zu sein, im Wettlauf mit dem Charisma zu spät zu kommen (Joh 20,1-10). Ich zitiere diese Stimmen ohne Häme, finde ich doch in ihnen meine eigene Haltung aus dieser Zeit, in der ich Studentenpfarrer in Leipzig war, ziemlich genau wiedergegeben. Es dürfte deshalb – und auch angesichts der Tatsache, daß der noch im Epheserbrief mehrfach als apostolisch und prophetisch apostrophierten Kirche (vgl. 2,20; 3,5; 4,11) auf Dauer nur das erste Attribut erhalten blieb – angebracht sein, sich mit Zukunfts-Voraussagen und -Forderungen zurückzuhalten.

Überhaupt scheint bei näherer Betrachtung die eigentliche Herausforderung von heute in der Bewältigung der Vergangenheit zu liegen. Dies schreibend, habe

¹ Leipzig im Oktober, hrsg. v. *W.J. Grabner* u. a., Berlin 1990, 45.

² Informationen-Berichte-Materialien (IBM): Pressestelle der Berliner Bischofskonferenz Nr. 4/1990.

ich das „*Nun hört doch endlich auf, es ist doch jetzt vorbei*“ im Ohr, mit dem eine 14jährige das Gespräch ihrer Eltern kommentierte, als sich diese, mit ihren Kindern im Sommer 1990 die österreichischen Alpen durchwandernd, nicht genug darüber verwundern konnten, an welcher bisher unerreichten Urlaubsort sie die Weltgeschichte so plötzlich verschlagen hatte. Die „Gnade der späten Geburt“ läßt wahrscheinlich am ehesten das Gefühl entstehen, die bisherige Geschichte ginge einen persönlich nichts an, und es wäre angebracht, nun endlich zur Tagesordnung überzugehen. Die oft hinderliche Vergangenheit zu den Akten zu legen, ist jedoch ein verbreitetes Bedürfnis auch bei denen, die stärker von ihr betroffen sind. Aber wenn auch nach der Wende verlangt wurde, das Leben mit all seinen Risiken zukünftig in die eigenen Hände zu nehmen, und wenn auch der Alltag mit seiner Fülle an neuen Reizen, Herausforderungen und Problemen zunächst eine pragmatische Haltung begünstigte, so ging es letztlich für die meisten konkret darum, Lebensläufe zu schreiben (eigentlich: sie neu zu schreiben) und dabei von sich Geschichten zu erzählen: also Bewerbungen zu erstellen, erworbene Fähigkeiten vorzuführen, vergangene Leistungen evaluieren zu lassen.

Dabei offenbarte sich immer öfter, daß sich der klassische, Gorbatschow zugeschriebene Ausspruch des Herbstes 1989: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“, gegen die zu wenden begann, die gerade, um dieses zu verhindern, damals auf die Straße gegangen waren. In dem Maße, wie sich die anfänglichen Verheißungen als unerfüllbar erwiesen, der offene Horizont der Zukunft sich wieder schloß oder sogar bedrohlichen Charakter annahm, wurde die Vergangenheit zum Thema: andernorts im Rückgang auf teils archaische Nationalismen mit oft blutigen Auseinandersetzungen, in unserem Raum als Wiederbelebung oder sogar postume Suche nach einer DDR-Identität im resignierten „So war es nicht!“, im

trotzigen „Es kann doch nicht alles schlecht gewesen sein!“ – im Rechts-Extremfall im entgleisten Stolz, „Deutscher zu sein“. Sind es nicht Enttäuschung und Unbehaustheit, dann sind es die Öffnung der Archive und die Konfrontation mit der so anderen Nachkriegsgeschichte des westlichen Teils Deutschlands, die zu einer Rückbesinnung zumindest einladen, wenn nicht sogar diese einfordern. Oder es ist ein Gefühl der Dankbarkeit, das noch heute manchen nach Überresten der ehemaligen Grenzanlagen suchen läßt, vielleicht, „um sie den Kindern und Enkeln zu zeigen“, vielleicht auch, um diesen Teil der eigenen Geschichte irgendwie wach zu halten.

Diese Bemühungen mag unterschätzen und mißverstehen, wer nicht weiß, wie Identitäten sich konstituieren – und um dieses „Wer bin ich jetzt in dieser Welt jetzt“ geht es letztlich besonders nach solchen Wende-Erfahrungen. Die Frage wird durch die Tendenzen der Europäisierung und Globalisierung, in der die individuellen und regionalen Konturen zunehmend verschwimmen, verstärkt. Identität ist nichts, was man einfach hat, wie es vielleicht der das Leben hindurch gleichbleibende genetische Code und der Fingerabdruck suggerieren. Anders als die Wortherkunft assoziiert, ist Identität für uns Menschen nicht im Sinne eines Selben (*idem*), sondern eines Selbst (*ipse*) zu verstehen. Der französische Philosoph Paul Ricoeur verdeutlicht das als den Unterschied „zwischen einer substantialen oder formalen und der narrativen Identität“: Das Selbst entsteht, indem es sich erzählbar macht. Das Selbst der Selbsterkenntnis ist dann nicht das egoistische und narzißtische Ich, sondern – wie Ricoeur weiter schreibt – „die Frucht eines Lebens der Selbsterforschung“, „gereinigtes und geklärtes Leben“.³ Joachim Gauck transponierte diese philosophische Erkenntnis auf die deutsche politische Ebene,

³ P. Ricoeur, *Zeit und Erzählung III*, München 1991, 396.

als er westdeutschen Bedenklichkeiten entgegenhielt: „Wer nicht begreift, daß mit dem Stasi-Unterlagengesetz relevante politische Aufarbeitungs- und intellektuelle sowie existentielle Begegnungsmöglichkeiten mit eigener Schuld und eigenem Erfolg eröffnet worden sind, begreift nichts.“⁴

2.

Es ist das leidige Thema der Vergangenheitsbewältigung, das hier angeschlagen wird. Leidig deshalb, weil es besonders die Deutschen offenbar nicht loswerden können - nach 1945 ist es seit 1989 erneut auf der Tagesordnung. Den Begriff hält für widersinnig, der in Vergangenheit etwas sieht, was selbst die Götter nicht mehr zurückholen und was deshalb als letztlich erledigt in den Tiefen der Zeit versinkt: passiert ist passiert. Dem ist Augustinus entgegenzuhalten, der in einer der ersten Autobiographien der Geistesgeschichte, nämlich seinen *Bekanntnissen*, im Angesicht seines Gesprächspartners, des ewigen Gottes, die berühmte Frage stellt, was das eigentlich sei: die Zeit. „Denn meine Kindheit, die nicht mehr ist, liegt in einer vergangenen Zeit, die nicht mehr ist“, so meditiert er, „aber ihr Bild, das ich heraufhole, *wenn ich von ihr erzähle*, sehe ich im gegenwärtigen Augenblick, weil es noch in meinem Gedächtnis ist.“ (11. Buch; XVIII, 23 - Hervorhebung E.T.) So gibt es im eigentlichen Sinne Vergangenheit ebensowenig wie Zukunft, sondern strenggenommen „eine Gegenwart von Vergangenen, eine Gegenwart von Gegenwärtigem und eine Gegenwart von Zukünftigem. Diese drei sind nämlich in der Seele wirklich vorhanden, während ich sie anderswo nicht sehen kann: gegenwärtige Erinnerung an Vergangenes, gegenwärtiges Anschauen von Gegen-

⁴ Z.n.: Probleme des Zusammenwachsens im wiedervereinigten Deutschland, hrsg. v. A. Fischer u.a., Berlin 1994, 53f.

wärtigem, gegenwärtige Erwartung von Zukünftigem.“
(XX, 26)

Hier wird zweierlei deutlich. Erstens: Die ansonsten nützliche Vorstellung, Zeit und damit Geschichte bilde eine Art Linie – die übrigens nur eine Richtung kennt –, auf der jeder „Punkt Jetzt“ durch ein Vorher und Nachher definiert ist und auf der sich ein entsprechender Abstand zwischen zwei Zeitpunkten markieren läßt, ist zu ergänzen durch die Vorstellung, Zeit bilde so etwas wie einen Horizont, in dem ich mich ständig bewege wie im Zentrum des Strahls eines Punktscheinwerfers: einen Vergangenheitshorizont *meiner* Tradition, in der ich stehe, einen Erwartungshorizont *meiner* Zukunft, auf die hin ich mich ausspanne – und beide bestimmen mein Denken und Handeln in der Gegenwart maßgeblich mit. Die erstgenannte, lineare Zeitvorstellung ist von da aus gesehen eine Abstraktion, um dieses eigenartige Horizont-Phänomen meßbar und damit handhabbar zu machen. Das physikalische Zeitmodell trifft aber nicht diejenige Zeit, von der ich sage, daß ich sie *habe* (oder nicht) und in der ich (oder die ich) immer schon bin. Zweitens: Was Vergangenheit ist, unterliegt einer permanenten Veränderung, was wieder Auswirkungen auf die Zukunftserwartung hat und nicht zuletzt darauf, was für mich konkret „Jetzt“, also Gegenwart ist. Denn wie gesagt: die Gegenwart ist Gegenwart von Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem. Geschichte bildet eine immer unabgeschlossene Erzählung, auch was Vergangenes betrifft, weil hinterher vieles anders aussieht als vorher und aus dieser Position heraus die Dinge anders beurteilt werden müssen. Beides zusammengenommen führt zu der Forderung, sich seiner Geschichte zu erinnern, um ein Selbst zu sein, d.h. um sich angesichts einer erwarteten Zukunft auf der Basis einer erlebten Geschichte in der Gegenwart orientieren zu können. Zur Illustration läßt sich in diesem Zusammenhang auf zwei Extreme hinweisen: Für den Verlust dieses Ho-

izontes stehen Alzheimer-Kranke, die zu diesem allen nicht mehr in der Lage sind und deshalb schrittweise auch ihre Identität verlieren – und zwar ihr Selbst (ipse), obwohl sie dieselben (idem) bleiben. Auf der anderen Seite ist das Volk Israel zu nennen, das unermüdlich seine Geschichte neu erzählte, um auf diese Weise einen Zukunftshorizont zu gewinnen und zu verstehen, wer es eigentlich sei im Gefüge dieser Welt.

3.

Es geht bei all diesen Überlegungen zu dem, was Vergangenheit und Geschichte ist, offenbar nicht in erster Linie um einen erfolgreichen schulischen Geschichtsunterricht, so sehr die mangelnden Geschichtskennntnisse der Jugend zu allen Zeiten bedauert werden: Zu wissen, wann der Dreißigjährige Krieg und die Schlacht um Stalingrad stattgefunden hatten und was die Abkürzungen HJ und FDJ bedeuten mögen, ist bestenfalls Voraussetzung für das eigentlich zu Leistende: Geschichte erzählbar zu machen und so anzueignen, daß sie meine und unsere Geschichte wird. Denn nur aus dieser Art gedeuteter und deshalb wiederholt erzählter Geschichte – und eben nicht aus der Geschichtskunde allein – wächst die Identität, die welt- und handlungsorientierend ist. Das ist nicht gegen die Historie gesagt: Denn selbstverständlich kann es nicht gut gehen, wenn erzählte Geschichte zu Romanen und Epen gerät ohne Halt in dem, was sich faktisch-objektiv über den Verlauf der Geschichte ermitteln läßt – darin liegt der eigentliche Stellenwert der Geschichtskennntnis. Aber so wenig es ausreichend ist, das Vaterunser in seinem richtigen Wortlaut zu kennen, wenn keine Erfahrungen mit einer Wirklichkeit wie Gebet vorhanden sind, so wenig reicht eine rein historische Kennntnis hin, wenn sie nicht mindestens hilft zu verstehen, was man eben nur historisch erklären kann: Warum die Straßen in unseren Städten so und nicht anders ver-

laufen; warum unsere Gesetze sind, wie sie sind; warum ich bin, wie ich bin. Es geht bei der Identitätsfindung durch Er-Innerung um Lebenserfahrung, um Weisheit im alltäglichen Sinne: gewonnen aus einsichtigem Umgang mit der eigenen Erfolgs- und Schuld-Geschichte, woraus Bescheidenheit und Kompetenz – wohlgerne beides – für Gegenwart und Zukunft erwachsen. Und das gilt für Individuen wie für Kollektive.

Vor diesem Hintergrund könnte sich die verbreitete Amnesie, die viele angesichts des Abbruchs ihrer Lebensgeschichte von 1989 befallen hat, auf Dauer verheerend auswirken. Eine Lehrerin in Leipzig beobachtete schon wenige Jahre nach den entscheidenden Herbstergebnissen, daß Kinder mit Bildern der Montagsdemonstrationen auch dann nichts anzufangen vermochten, als sie von ihr entsprechende Hilfestellungen bekamen. Offenbar sind diese doch so einschneidenden Ereignisse kein Gegenstand familiärer Erzähltradition. Personalchefs stellen bei Bewerbungsgesprächen mit zukünftigen Mitarbeitern für ostdeutsche Filialen fest, daß selbst die älteren ihre Lebensdarstellungen erst mit den 90er Jahren beginnen lassen und nur auf hartnäckiges Fragen hin zu weiteren Auskünften bereit sind. Wie die Kriegsgeneration sich ungern erinnern ließ an die Erlebnisse und (Un-)Taten dieser Zeit – gleich, ob sie jeweils in der Täter- oder Opferposition war –, so daß in den meisten Familien, Firmen, Orts- und Kirchgemeinden über diese Epoche das große Schweigen ausbrach (bis Ereignisse wie die Holocaust-Serie in den späten 70er oder „Schindlers Liste“ in den 90er Jahren diese Erzähl-Tabus unterliefen; die Auseinandersetzungen um die Wehrmachtsausstellung in unseren Tagen zeigt aber die Mühsal dieses Prozesses), so scheint sich ähnliches nach 1989 im Osten Deutschlands zu wiederholen. Was soll auch ein ehemaliger Parteifunktionär in gehobener Position, was soll ein Dozent für Marxismus-Leninismus, was soll ein Staatssicherheitsoffizier seinen Kindern

„von damals“ erzählen – falls die sich noch trauen zu fragen?

Daß die durch den Bruch von 1989 ausgelöste Amnesie kein rein ostdeutsches Problem ist, zeigt der rabulistische Umgang mit dem marxistischen Projekt, das mit dem Untergang des real existierenden Sozialismus sein Ende gefunden zu haben scheint. Daß die entsprechenden politischen Positionen von sich links darstellenden Parteien wie der PDS oder in anderen Ländern von wiedergewählten Altkommunisten okkupiert werden, obwohl all diese eine eher konservative, um die Wiedererlangung ihrer ursprünglichen Positionen und das damit verbundene Ansehen kämpfende Klientel vertreten, macht die Sache nicht einfacher. Es wird jedoch über all diesen Querelen vergessen, daß der mehrere Jahrzehnte andauernde „Siegesszug des Sozialismus“, der auch im Westen Europas starken Widerhall fand, einen Antwortversuch auf eine Frage darstellte, die durch die Erledigung dieses Versuches als solche noch nicht verschwunden ist. Im Rückblick verweist sie auf ein Ungenügen fast aller einflußreichen gesellschaftlichen Institutionen der vergangenen 150 Jahre: Staat und Kirchen hatten über weite Strecken für die in den gesellschaftlichen Umwälzungen Zu-kurz-Gekommenen – seien es Arbeiter, Frauen, Kinderreiche oder Angehörige unterentwickelter Völker – keine hinreichende Perspektive zu bieten, nicht nur Objekte von Seel- und Fürsorge zu sein, sondern sich in absehbarer Zeit als „Selbste“ auf dem Markt der erwachenden Möglichkeiten hinreichend zu präsentieren und dort mit ihren Talenten zu wuchern. Es bleibt – wenn hier ein Blick in die Zukunft erlaubt sei – angesichts der im wesentlichen gleich gebliebenen Frage eine irgendwie geartete Wiederholung eines sozialistischen Antwortversuches zu erwarten, solange es nicht anderen Kräften, besonders den Kirchen, gelingt, sich zum entschiedenen Anwalt der Verlierer zu machen.

Springt man in die abendländische Perspektive, so läßt sich für das Europa an der Schwelle zu *seinem* nächsten Jahrtausend – denn diese Art der Zeitrechnung ist abendländische Erfindung – ein eigenartiges Paradox konstatieren: Von uns aus gesehen wird der Erdball zu nur einer Informations- und Kommunikationsgesellschaft, womit im Zuge der Globalisierung so etwas wie eine gemeinsame Geschichte jetzt eigentlich erst entsteht und erzählbar wird. Daß fast überall Coca-Cola getrunken und Fußball gespielt wird, scheint ein einmaliger Triumph einer Kultur zu sein, die etwa in der Mitte dieses Jahrtausends aus einem relativ überschaubaren geographischen Raum heraus zum Eroberungszug in die Welt hinein angetreten ist und zugleich immense Assimilations- und Integrationskräfte entfaltet hat. Andererseits sind inzwischen dem Abendland die „großen Erzählungen“, wie sie der kürzlich verstorbene Philosoph Jean-François Lyotard treffend nannte, vom Fortschritt, von der einen Menschheit mit einer allen gemeinsamen Würde, vom Sieg der Vernunft gründlich suspekt geworden. Was für die hochgemute neuzeitliche Aufklärung das irrationale Ereignis des Erdbebens von Lissabon war, bei dem 1755 in einer europäischen Großstadt ein Drittel der Bewohner ums Leben kam – ein Schock für die Hoffnung auf Erkennbarkeit des Weltverlaufs und auf Vervollkommnung des menschlichen Lebens –, das ist für unser Jahrhundert und damit für die Moderne Auschwitz. Doch diesmal war es kein Naturereignis, welches das europäische Selbstbewußtsein in die Krise stürzte, sondern kühl kalkulierte Tat von Menschen an Menschen: Ein Bruch – mehr als eine Unterbrechung, sondern wohl ein Abbruch der „großen Erzählungen“ –, der nicht verschwiegen werden darf, aber doch unerzählbar bleiben wird, der damit außerhalb der Geschichte(n) steht und eigentlich nur einen das Unsägliche benen-

nenden Namen tragen kann. Denn begreifbar zu machen, auf den Begriff zu bringen, ist er nicht. Die Namen für das Unaussagbare haben sich inzwischen vermehrt, auch wenn keiner dabei an den Namen Auschwitz heranreicht: *Hiroshima, Gulag, Kambodscha, Tschernobyl, Ruanda ...*

Angesichts dieser Erfahrungen können wir kaum mehr nachvollziehen, mit welchem naivem Optimismus die letzten Jahrhunderte (und einige Nationen und Institutionen bis heute) in die Welt hinauszogen in der Meinung, am europäischen Wesen – sprich am abendländischen Christentum, an der Französischen Revolution und an der wissenschaftlich-technischen Revolution mit all ihren ökonomischen und sozialen Implikationen – würde die ganze Welt genesen. Trotz der inzwischen enorm weit nach außen verschobenen Grenze der Gefährdung der Menschheit, die selbst den in früheren Zeiten Lebensunfähigen heute eine reale Überlebenschance gibt, ist die Angst der ersten, aus der Höhle tretenden und den aufrechten Gang erprobenden Menschen angesichts des nun nach allen Seiten offenen Horizonts nicht kleiner und auch im wesentlichen nicht anders geworden. Inzwischen trägt sie nur andere Namen wie Arbeitslosigkeit, Krebs oder organisierte Kriminalität. Es bleibt die Sorge, im Kampf mit einer letztlich doch als feindlich empfundenen Umwelt (zu welcher auch der Mitmensch gehört und welche zugleich ein Produkt vergangener menschlicher Anstrengung ist) auf Dauer nicht mithalten zu können und dann in die Hände anonymer Mächte zu fallen, denen niemand ausgeliefert zu sein wünscht.

Die hierdurch ausgelösten Zweifel am Erfolg der eigenen kulturellen Bemühungen sitzen inzwischen tief im europäischen Bewußtsein und kennzeichnen den Menschen an der Jahrtausendschwelle viel treffender als der Begriff des homo faber, in dem er sich noch vor wenigen Jahrzehnten dargestellt fand. Es gehört zu den Zeichen der Zeit, die christliche Verkündigung zu lesen hat, daß

ihr Adressat heute weniger der hochmütig ins Unendliche strebende *Turmbau-zu-Babel-Mensch* als Gattungswesen ist, dem seine Grenzen zu zeigen sind, sondern daß eher dem in die Enge seiner Ängste und Gefährdungen eingeschlossenen, einer letztlich nichtstrukturierbaren und unbegreiflichen Weite gegenüberstehenden Einzelwesen die prinzipielle Gewogenheit des ihn umgebenden Horizonts verdeutlicht werden muß.

Offenbar sind angesichts dieser Misere mit den „großen Erzählungen“ wieder regionale Geschichten gefragt, die zu erzählen aber ebenfalls ein mühsames Unterfangen wird: Zum einen kann wegen der wachsenden Kommunikations- und Informationsgemeinschaft auf Dauer kein Volk, keine Kultur, keine Religion die kritischen Punkte in den jeweils eigenen Geschichten übersehen – was sich z. B. darin zeigt, daß die in der Nachkriegszeit verdrängte Mitschuld an der Shoah nun auch zunehmend außerhalb Deutschlands zum Thema wird oder daß viele regionale Geschichtsmythen, die ja zugleich Legitimationserzählungen sind und somit Ansprüche begründen, in Konfrontation mit der Sicht der anderen „von außerhalb“ nur beschädigt und mit dem Makel der Irrationalität überdauern (man denke an die ominöse Schlacht auf dem Amselfeld). Zum anderen wird immer klarer, daß letztlich alle in all das mitverwickelt sind, was irgendwo Menschen Menschen taten oder nicht, und daß deshalb eine Regionalisierung von Geschichten an Grenzen stößt.

So müssen auch die Kirchen des Abendlandes angesichts der neuen Herausforderungen ihre Geschichten einer *Relecture* unterziehen – zum wiederholten und sicher nicht zum letzten Mal. Anders werden sie nicht wissen, wer konkret sie „jetzt“ sind und was sie in Zukunft erwarten können. Denn Tradition, Erwartung und Initiative sind unauflösbar ineinander verschlungen. Die Bewältigung der Vergangenheit, wie ich sie mit Ricoeur verstehe, ist unabdingbare Voraussetzung dafür, sich den

Herausforderungen einer pluralen Gesellschaft mit all ihren Chancen und Risiken zu stellen. Unumgänglich wird z. B. sein, erzählen zu lernen, was es mit dem „Super-Gau der Kirche“ im Osten Deutschlands – wie ihn der evangelische Religionssoziologe Ehrhart Neubert bezeichnet – auf sich hat und wie es zu dem wohl weltweit einmaligen Phänomen kommen konnte, daß die Bewohner dieses Landstrichs inzwischen soziologisch betrachtet areligiös sind wie die in einem bayerischen Dorf katholisch.

Es zeichnet sich ab, daß dabei die spezielle konfessionelle Lage in diesem Teil des damaligen sozialistischen Lagers und die Erfahrungen der Kirchen während der Nazizeit eine weit größere Rolle gespielt haben als die staatlichen Repressionen in den Zeiten der DDR. Es wird auch gefragt werden müssen, ob die Kirchen, statt den Auftrag ihres gekreuzigten und auferstandenen Herrn mit allen Konsequenzen zu erfüllen und ein – modern gesprochen – Dienstleistungsunternehmen für die vielen zu sein, über weite Strecken nicht doch letztlich dem Befehl gefolgt sind, den der Polizeichef von Leipzig angesichts der 70.000 Demonstranten am 9. Oktober 1989 seinen Leuten gegeben haben soll: „Rückzug und Eigen-sicherung“. Bischof Sterzinsky deutete das bei der oben erwähnten Gelegenheit zumindest an: „Sie [die Kirche] hat sich selber sehr geschützt, wenn auch begrenzt auf die zwei Bereiche Kult und Katechese.“⁵

Auch wird die *Relecture* im Kontext der abendländischen Kirchengeschichte angesichts der Katastrophe von Auschwitz, die sich nahe des christlich-europäischen Herzens vollzogen hat, die Frage nicht umgehen können, ob wir Christen nicht doch eher hätten anfangen müssen, unsere jüdischen Wurzeln freizulegen, um zu verstehen, wie stark unsere Identität mit der Geschichte

⁵ Z.n. Zur Freiheit berufen, hrsg. v. J. Israel, Berlin 1991, 40.

des ersten Gottesvolkes verbunden ist. Vielleicht wäre das Unausprechliche der Shoah verhindert worden! Dieser Strang der Geschichte Europas und seiner Kirchen ist deshalb von eminenter Bedeutung, weil als alt-neue Herausforderung wahrscheinlich die Auseinandersetzung mit dem Islam ins neue Jahrtausend mitgenommen werden muß. Was sich verheerend hinsichtlich des Judentums vollzogen hat, scheint sich irgendwie zu wiederholen: Europa ist – wieder einmal – einer kollektiven Amnesie verfallen. Daß seine Ziffern arabisch sind und die Wurzeln seiner Medizin und Naturwissenschaft in das islamische Mittelalter hineinreichen, ist ebenso wenig im europäischen Bewußtsein verankert wie im christlichen die Tatsache, daß die geistesgeschichtliche Leistung Thomas von Aquins undenkbar wäre ohne die muslimische Vermittlung der Aristotelischen Schriften. Reflexartig tauchen die alten Ängste aus den Zeiten der Niederlage der Kreuzfahrer und der Türkennot wieder auf und regieren unbewältigt und unbearbeitet europäisch-christliches Denken und Handeln.

5.

Wenn Paul Ricoeur recht hat, daß Selbsterkenntnis „die Frucht eines Lebens der Selbsterforschung“, eines Prozesses der Reinigung und Klärung ist, dann ist Identität immer auch ein Ergebnis konkret eingestandener und zugeeigneter Schuldgeschichte. Das gilt für das Individuum wie für das Kollektiv. Das Bewußtsein für die gemeinschaftliche Komponente von Schuld scheint im Gegensatz zu dem für die individuelle derzeit im Zunehmen begriffen zu sein, wenn ich die heutige Tendenz zu Bußgottesdiensten richtig deute. Der Verweis auf das Kollektivum dient sicher auch der Selbstentschuldigung. Es könnte aber darüber hinaus ein Zeichen für die – wenn auch zögerlich und oft gegen erhebliche Widerstände – wachsende Erkenntnis sein, daß die individuelle Geschichte unlös-

bar hineingewoben ist in das Geflecht der Geschichten des jeweiligen Umfeldes, der Kultur, der Nation, des Glaubens: nicht als Kollektivschuld, aber als Kollektivscham.

Die Strategie der Selbstverteidigung, man habe es früher eben nicht besser gewußt und damals auch nicht anders gekonnt, oder wer hätte – insbesondere vor der Wende – schon voraussehen können, daß es kam, wie es kam, ist dabei unzulänglich. Es geht nicht darum, die Zeit gleichsam zurückzudrehen, sondern sie zu verstehen. Natürlich ist der jeweils gegenwärtige Horizont immer ein eingeschränkter. Auch ist der Versuch, sich in eine vergangene Situation zurückzusetzen, genauso begrenzt wie der, sich an die Stelle eines anderen zu stellen und seine Entschlüsse nachzuvollziehen. Wenn Identitäten „Selbste“ sind und diese sich in der Zeit wandeln, dann hat Heraklit recht, daß man nicht zweimal in denselben Fluß steigen kann. Geschichten, so sie nicht in Rekonstruktionen reiner Notwendigkeiten umschlagen sollen, werden deshalb immer ein Gemisch aus Wissen und Unwissen, Schuld und Verhängnis, Erfolg und glücklichem Zufall zu Tage fördern. Sie sind nämlich weder nur „objektive“ Darstellungen zwingender Abläufe noch bloße Schilderungen von Produkten menschlicher Freiheit, sie stehen irgendwie dazwischen. Identitäten sind verwoben in ihre Umwelt wie Reliefs, die sich aus der Umgebung abheben – sich profilieren –, wie eine Welle, die abströmt in die Vergangenheit und Zukunft und auf deren jeweiligem Scheitelpunkt das Jetzt-Ich siedelt. Es geht darum, Umstände, anonyme Kräfte, unbeabsichtigte Folgen zu sondieren, Entschlüsse, Taten und Untaten zu kennzeichnen, eben: zu verstehen – ein unendlicher Prozeß, den ständig neu zu beginnen sich schon deshalb lohnt, weil man eben hinterher (hoffentlich) klüger ist als vorher. Erzählungen lösen letztlich nichts, sie machen aber initiativ und produktiv.

Hegel hat zwar sarkastisch gemeint, aus der Geschichte könne man nur eines lernen, nämlich daß aus ihr nie

etwas gelernt worden ist. Dem wäre aber schlicht entgegenzuhalten, daß immer noch Hoffnung ist, daß sich das ändert - und das gilt sowohl für den einzelnen als auch für eine Gesellschaft, die Kirche oder die ganze Menschheit. Es geht letztlich um die Restitution von so etwas wie einer gemeinsamen Erzählung der Menschheit. Damit kann keine Hyper-Erzählung aller Erzählungen gemeint sein, schon deshalb nicht, weil ihr Subjekt „Menschheit“ immer eine sehr abstrakte Größe bleiben wird. Auch die biblischen Bücher sind unterschieden und erzählen vielstimmig. Es wird darum gehen, die Erfahrungen der verschiedenen Individuen, Kulturen, Konfessionen und Religionen in einen *Erzählzusammenhang* zu integrieren, in dem die Eigenarten nicht untergehen, sondern sich gegenseitig herausfordern, den je eigenen Lebenstext wieder und wieder zu studieren.

Angesichts der Pluralität der Lebenskonzepte und damit der Vielfalt der Anfragen werden sich die jeweiligen Fundamente, auf denen sie stehen, zunehmend verflüssigen. Dagegen hilft kein nostalgischer Traditionalismus und keine fundamentalistische Beendigung des Neuerzählens durch gebetsmühlenartige Wiederholung des Immer-Selben, zu denen meistens eine gehörige Portion Geschichtsverdrängung, also nichtbewältigte Vergangenheit gehört. Das Leitbild kann nicht die ausgepolsterte Höhle sein, sondern nur ein Weg als Vereinigung von Kontinuität und Neuanfang. Dabei könnte gerade das Christentum integrierend, stimulierend und kritisierend mitwirken - vorausgesetzt, es besitzt den Mut, sich der eigenen Identität ohne Tabus neu zu versichern: aufbauend auf der Erzählerfahrung seiner jüdischen Vorfahren, geübt im Umgang mit Schuld und Vergebung und im Aufblick zu dem, der als das schlechthinnige schöpferische Weltgedächtnis am Ende der Zeiten die Schätze der Völker in sich versammeln und zugleich jeden mit seinem ganz speziellen Namen anrufen wird.

Im „Seht, ich mache alles neu“ am Schluß des Neuen Testaments zitiert Gott sich selbst (vgl. Jes 43,19) – ein geradezu postmodern anmutendes Unternehmen.

Wie die erforderlichen *Relecture-Räume* konkret auszugestalten wären, bleibt derzeit wohl Sache einer kreativen Hoffnung, daß dort auch die nötigen Dienstleistungen erwachsen, wo ein Bedarf ist.



Foto: T. Brose

Quo vadis?